

# Perlenfischen

von Roger von Wartburg

## Perle 1: «Für Gleichstellungsbeauftragte der blanke Horror»

**Wo:** NZZ am Sonntag

**Wer:** Patrick Imhasly

**Wann:** 20. Februar 2022

Frauen als Elektrikerinnen und Männer als Kleinkinderbetreuer – es ist schön, wenn sich Jugendliche bei der Berufswahl um Rollenbilder foutieren. Die Realität sieht anders aus. Wie die «NZZ am Sonntag» letzte Woche berichtet hat, sind hierzulande bloss sieben Prozent aller Auszubildenden in den Bereichen Informatik und Technik weiblich, die Dentalhygieniker kann man an einer Hand abzählen.

Warum nur hat man das Gefühl, dass Frauen einen bestimmten Job besser und möglicherweise lieber erledigen als Männer – und umgekehrt? Was kann man dagegen unternehmen? Solche Fragen treiben die Fachleute seit über 100 Jahren um. Verändert hat sich in der langen Zeit nicht allzu viel. Und die intrinsischen Interessen von Frauen und Männern spielen dabei vermutlich eine grössere Rolle, als uns lieb ist.

Bereits 1914 untersuchte der US-Pädagoge Irving King die beruflichen Vorlieben von 200 Oberstufenschülerinnen und -schülern. Er stellte fest, dass die Mädchen wenig Interesse zeigten, später Ingenieurinnen oder Mechanikerinnen zu werden. Sein Kollege James Burt Miner fand 1918 Ähnliches heraus: Auf ein Mädchen, das mit Maschinen arbeiten wollte, kamen mehr als elf Knaben. So ging das weiter. In den dreissiger Jahren dokumentierten mehrere Studien, wie sich Mädchen vorzugsweise für die Arbeit mit und an Menschen interessierten, Buben hingegen für alles, was mit Dingen zu tun hatte: Werkzeuge, Maschinen, Motoren. Die Psychologin Rong Su bestätigte diesen Befund 2009 in einem länderübergreifenden Vergleich, der volle 40 Jahre umfasste.

Es ist – allen emanzipatorischen Bemühungen zum Trotz – immer dasselbe Bild. Frauen haben in akademischen Jobs gegenüber den Männern massiv aufgeholt, sie werden Anwältinnen oder Managerinnen – aber die Liebe zu den leblosen Dingen will sich bei ihnen partout nicht einstellen. Das hat nun auch eine Untersuchung von Gijsbert Stoet und David Geary gezeigt. Die beiden Psychologen analysierten die Berufswünsche von fast einer halben Million

16-Jährigen aus 80 Ländern, die dazu in der Pisa-Studie von 2018 befragt worden waren. Die Resultate müssen für Gleichstellungsbeauftragte der blanke Horror sein.

Überall, auch in der Schweiz, tauchen die alten Rollenklischees wieder auf. Die jungen Frauen interessieren sich für Jobs, die mit Kundinnen im Dienstleistungssektor oder Patienten im Gesundheitswesen zu tun haben. Die jungen Männer sehen ihre Zukunft im Bauwesen oder wollen Mechaniker werden. Auch zu akademischen Berufen aus dem technisch-naturwissenschaftlichen Bereich zeigen die Männer deutlich mehr Zuneigung als die Frauen. Das Besondere aber ist: Je ausgeprägter die Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern in den Ländern ist, desto deutlicher treten die unterschiedlichen Präferenzen zwischen den Geschlechtern zutage. Das bestätigte eine Analyse der Zürcher Ökonomin Margit Osterloh in der letzten «NZZ am Sonntag».

Nur: Wie kommt es zu diesem sogenannten «Gender-Equality-Paradox»? Stoet und Geary sagen, die Ermächtigung der Frauen und ihre Teilhabe am Wirtschaftsleben fördere die Produktivität und den Reichtum einer Gesellschaft. Befreit von ökonomischen Zwängen, hätten die Menschen aber auch die grössere Freiheit, jenen Dingen nachzugehen, die sie wirklich interessierten. Und dabei gibt es offensichtlich genuine Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Wie sehr diese biologisch bedingt sind oder durch Einübung von Geschlechterrollen zustande kommen, darüber scheiden sich die Geister. Osterloh schlägt eine Feminisierung der technischen Berufe vor – sie so zu gestalten, dass sie dem Wohlergehen der Menschen dienen und den Präferenzen der Mädchen besser entsprechen. Doch die Erfahrung zeigt auch: Steigt der Frauenanteil in einer Branche, sinken die Löhne und vermindert sich deren Reputation. Den Gender-Graben zu überwinden, wird noch schwieriger, als die Energiewende zu schaffen.

## Perle 2: «Sie wollen nicht sterben»

**Wo: Beobachter**

**Wer: Psychologin und Familientherapeutin Christine Harzheim im Interview**

**Wann: 4. Februar 2022**

«In den letzten zwei Jahren hatte ich vermehrt mit Eltern zu tun, die Angst um ihre Kinder hatten. [...] Die Pandemie spielt sicher eine Rolle, da sie mit einem Verlust an Sicherheit und Ordnung einhergeht. Erwachsene sind gestresst und dünnhäutig, das spüren die Kinder. Es herrscht eine ständige Verunsicherung, was die Schule angeht. Aber die Belastung hat schon vor Corona zugenommen. [...]»

Ich vermute eine Kombination aus verschiedenen Faktoren. Den grundsätzlich hohen, ständigen Leistungsdruck in unserem System, das höhere Tempo und die fehlenden Ruhephasen für Gehirn und Nervensystem durch die extreme Bildschirmzeit. Das überfordert viele Kinder und Jugendliche. [...]»

Viele ziehen sich zurück, sind verzweifelt und wirken ängstlich oder untröstlich. Sie verlieren ihre Freude und Lebendigkeit. Manche wirken plötzlich aggressiv oder haben Schlafstörungen. [...] Es ist wichtig zu wissen, dass solche Symptome nicht gleich auf eine Suizidgefährdung hindeuten. Wenn das Kind einmal nicht schlafen kann oder sich zwei Tage zurückzieht, sollten Eltern nicht gleich in Panik verfallen. [...]»

Ein wichtiges Zeichen ist es, wenn Eltern keinen Zugang mehr zu ihren Kindern haben. Auch wenn die Symptome über einen längeren Zeitraum anhalten oder schlimmer werden und

Jugendliche keine Kontakte zu Gleichaltrigen mehr pflegen, sind das wichtige Hinweise. Deutliche Warnzeichen sind ausserdem Sätze wie «Es wäre besser ohne mich» oder «Ich wäre besser nie geboren worden». [...]»

Ein Kind in diesem Zustand muss spüren, dass seine Eltern es ernst nehmen. Das Wichtigste ist, den Druck sofort zu reduzieren, ruhig zu sprechen, sich dem Kind anzunähern, Fragen und Überlegungen zu äussern. Das Thema Suizidgedanken darf ruhig angesprochen werden. [...] Eltern haben oft Angst, ihr Kind durch das Ansprechen erst auf die Idee zu bringen. Aber das passiert nicht. Sprechen sie es nicht an, bleibt das Kind isoliert und fühlt sich einsam und unerkannt. Benennen sie hingegen die Probleme, können sie sich mit ihrem Kind verbinden. [...]»

Aus meiner Erfahrung wollen Kinder und Jugendliche nicht sterben, sondern halten das Leben – so, wie es sich im Moment für sie anfühlt – nicht mehr aus. Sie sind tief verzweifelt, haben keinerlei Perspektive mehr. Der akute Schmerz übertrifft alles. [...] Erwachsene erleben sich in einer viel grösseren Perspektive. Sie schauen bewusst zurück auf eine Vergangenheit und können emotional in eine Zukunft «vorspulen». Sie haben etliche Male erlebt, dass schwierige Phasen überwunden werden.»



## Perle 3: Lehrkräfte benötigen vermehrt Hilfe

**Wo:** Berner Zeitung  
**Wer:** Quentin Schlapbach  
**Wann:** 1. Februar 2022

Seit dem Ende der Herbstferien erleben die Berner Schulen stürmische Zeiten. Das Coronavirus rast durch ganze Klassenverbände, reihenweise werden Kinder zum Ausbruchstesten aufgeboten, Hunderte von ihnen mussten in den vergangenen Wochen in Quarantäne. Die Schulen sind auch im neuen

Jahr die Hauptdrehscheibe des Coronavirus – das zeigen die jüngsten Ansteckungszahlen.

Die aktuelle Situation beschäftigt vor allem die Familien. Dutzende Eltern im Kanton Bern haben sich in den letzten Wochen und Monaten zu Gruppierungen vereint, die wahlweise eine strengere oder eine lockerere Handhabung der Pandemie fordern. Als Zielscheibe ihrer Frustration dienen oft die Schulen selbst – und an vorderster Stelle die Lehrerinnen und Lehrer. Sie müssen die Corona-Massnahmen in den Klassenzimmern durchsetzen und nehmen dabei selbst täglich ein erhöhtes Risiko in Kauf, sich mit dem Virus anzustecken.

Dementsprechend belastend sind die Umstände für Lehrpersonen. Gegenüber dieser Zeitung sagt eine Primarlehrerin aus Bern: ««Ich empfinde die Situation als sehr belastend. In unserem Kollegium ist das ständige Ansteckungsrisiko ein grosses Thema. Mittlerweile sind viele richtig «hässig» – auf den Kanton Bern, aber auch auf die Stadt Bern. Dass beispielsweise an den Schulen über Wochen nicht getestet wurde, verstand bei uns niemand. Nicht einmal FFP2-Masken wurden uns [...] zur Verfügung gestellt. Von manchen Eltern werden wir seit Wochen permanent kritisiert, dienen als Ventil, weil sie mit der Pandemiepolitik nicht zufrieden sind. Dabei fühle auch ich mich von den Behörden im Stich gelassen. Für mich ist klar: Auf die Dauer halte ich das nicht mehr aus.»

«Corona ist für Lehrpersonen zu einem zusätzlichen, bedeutenden Belastungsfaktor geworden», sagt Patrick Figlioli, Bereichsleiter Berufsbiografie, Beratung und Unterstützung bei der Pädagogischen Hochschule Bern. Bei ihm und seinem neunköpfigen Team finden Lehrerinnen und Lehrer, aber auch andere Fachpersonen aus dem Schulbereich eine erste niederschwellige Anlaufstelle.



© Thomas Reimer – stock.adobe.com

Im Optimalfall suchen die Betroffenen bereits frühzeitig Hilfe, bevor sie in ein Burn-out fallen. Immer wieder erleben Figlioli und sein Team aber, dass bereits erste Anzeichen einer Depression vorliegen, wenn die Ratsuchenden zu ihnen kommen. «Besonders Männer warten oft zu lange, bevor sie sich profes-

sionelle Hilfe holen, weil sie lange glauben, allein mit ihren Schwierigkeiten klarzukommen», sagt er.

Die Nachfrage nach Beratungen habe im letzten Jahr um rund 10 Prozent zugenommen. Die Pandemie verstärke bestehende Probleme, die bereits vorher vorhanden gewesen seien, so Figlioli. Als Beispiel nennt er die reduzierte Möglichkeit, wieder Kräfte zu tanken, oder die fortschreitende Digitalisierung und das dadurch verbundene Gefühl, ständig erreichbar sein zu müssen. Das tangiert auch Lehrpersonen immer stärker, etwa wenn sie sogar übers Wochenende per SMS oder Mail mit Anliegen der Eltern konfrontiert werden.

«Wenn jemand dauernd unter Anspannung steht, schränkt das seine Wahrnehmung ein», sagt Figlioli. Die Folgen seien Empathiemangel und Grabenkämpfe mit der Außenwelt. Figlioli rät den Lehrerinnen und Lehrern, ihren Blick nach innen zu richten, die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen. Gernade in einer Zeit, wo Kolleginnen und Kollegen immer wieder aus gesundheitlichen Gründen kurzfristig ausfielen, sei das aber gar nicht so leicht. Von Lehrpersonen werde oft erwartet, dass sie für andere einsprängen, sich aufopferen. Es bestehe dieselbe Tendenz wie im Gesundheitswesen, sagt Figlioli. «Prioritäten setzen und den Freiraum nutzen ist wichtig in der aktuellen Zeit.» [...]

Auch bei der Berner Bildungs- und Kulturdirektion (BKD) hat man das Problem «mentale Gesundheit bei Lehrpersonen» auf dem Radar. «Wir können sagen, dass die Anzahl Ausfälle bei Lehrpersonen aufgrund psychischer Probleme in den letzten beiden Jahren nicht zugenommen hat», sagt Iris Frey, Sprecherin der BKD. Statistische Erhebungen oder Umfragen zum Thema liegen bei dieser allerdings keine vor.

# Perle 4: Am Lehrer liegt es nicht

**Wo:** NZZ am Sonntag

**Wer:** Patrick Imhasly

**Wann:** 30. Januar 2022

Reden im Slang eines amerikanischen Rappers oder polyglott durch die Welt wandeln: Wer träumt nicht davon, eine oder sogar mehrere Fremdsprachen zu beherrschen?

In der Schweiz, die so stolz ist auf ihre Viersprachigkeit, wurde das Erlernen mindestens einer weiteren Landessprache schon in den 1970er Jahren zu einer Frage des nationalen Zusammenhalts stilisiert. Doch erst seit die Harmonisierung der Ziele für den Fremdsprachenunterricht 2006 in der Verfassung verankert wurde, herrscht einigermassen Ruhe im Land. Das geltende Modell 3/5 besagt, dass die Schulkinder in der 3. Klasse die erste und in der 5. Klasse die zweite Fremdsprache zu lernen beginnen, wobei eine der beiden eine Landessprache sein muss. Nur ab und zu rüttelt ein Kanton an diesem Grundverständnis – 2017 etwa der Kanton Thurgau, wo eine Revolte zur Abschaffung des Frühfranzösisch in der Primarschule nur knapp scheiterte.

Jetzt, wo sich die Gemüter abgekühlt haben, ist indessen der Moment gekommen, um zu fragen: Wie steht es grundsätzlich um die Fremdsprachenfähigkeit der Primarschülerinnen und -schüler in der Schweiz, lässt sich diese beeinflussen, und hat Französisch überhaupt eine Chance gegen Englisch? Raphael Berthele und Isabelle Udry vom Institut für Mehrsprachigkeit der Universität Freiburg haben zusammen mit weiteren Forscherinnen und Forschern genau das getan. In einer mehrjährigen Untersuchung haben sie zahlreiche Schüler in den Kantonen Freiburg und Zürich getestet und befragt. Dabei sind so viele Daten zusammengekommen, dass daraus ein Buch mit diversen Studien entstanden ist.

Die zentralen Befunde: Anders als angenommen wurde, sind Kinder in der Primarschule sehr unterschiedlich sprachbegabt. «Daran kann die Pädagogik möglicherweise weniger ändern, als wir gerne hätten», sagt Raphael Berthele. Und: Ob ein Kind motiviert ist, eine Fremdsprache zu lernen, schlägt sich nur bedingt im Lernerfolg nieder. Hinzu komme, so der Linguist, dass sich die Motivation im Lauf der Zeit oft bergab entwickle.

Um einen Vergleich von verschiedenen Landesteilen herzustellen, haben die Sprachforscher zwischen 2017 und 2019 174 Primarschüler im Kanton Freiburg sowie 637 Gleichaltrige im Kanton Zürich untersucht. In Freiburg wird ab der 3. Klasse Französisch und ab der 5. Klasse Englisch unterrichtet, in Zürich zuerst Englisch und dann Französisch. In umfangreichen Tests wurden möglichst viele Faktoren quantifiziert, die einen Einfluss auf individuelle Unterschiede beim Lernen einer Fremdsprache haben können.

Tests zur sogenannten Sprachlern-Eignung lieferten den Fachleuten Erkenntnisse darüber, wie sehr die Kinder in der Lage sind, bestimmte Laute phonologisch zu identifizieren, grammatische Regeln abzuleiten oder sich neue Wörter schnell merken zu können. Sie bekamen zum Beispiel Sätze in einer Phantasiesprache vorgelegt, mussten darin Regelmässigkeiten erkennen und diese auf neue Sätze anwenden. Intelligenz- und Kreativitätstests liessen Rückschlüsse auf die generellen kognitiven Fähigkeiten und Lerneigenschaften der Primarschüler im Alter von 10 bis 12 Jahren zu. Hinzu kamen Befragungen zur Motivation der Kinder. Sowie solche, die den sozioökonomischen Hintergrund der Eltern ausleuchteten. Dazu gehörten zum Beispiel die in einer Familie gesprochene Sprache, der Bildungsstand, das monatliche Einkommen oder die Anzahl der Bücher in einem Haushalt.

«Auf der Basis von Spracherwerbsmodellen wurde früher oft angenommen, Kinder seien sowieso gut im Lernen von Fremdsprachen – Unterschiede fielen da nicht ins Gewicht», erklärt Raphael Berthele. Jetzt hat sich gezeigt, dass dem nicht so ist. Der grösste Teil der Unterschiede in den Kenntnissen einer Fremdsprache, sei es Französisch oder Englisch, lässt sich mit kognitiven Eigenschaften wie der Intelligenz, der Leistungsfähigkeit des Arbeitsgedächtnisses sowie der Eignung der Primarschüler zum Sprachenlernen erklären.

«Es gibt also so etwas wie eine Sprachbegabung, die sich in diesem Alter allerdings nicht von der allgemeinen Denk- und Lernfähigkeit unterscheiden lässt», sagt Berthele. Und diese Eigenschaft scheint einigermassen stabil zu sein: Wer in einem ersten Test zur Sprachlern-Eignung schlecht abschneidet, liegt in der Regel auch anderthalb Jahre später im unteren Leistungsspektrum.

Aus anderen Studien vermutet man, dass rund die Hälfte der Unterschiede bei den sprachlichen Fähigkeiten erblich bedingt sind. Das bedeutet aber auch, dass weitere Einflüsse eine ebenso grosse Rolle spielen. In der zweijährigen Untersuchung hat sich gezeigt, dass der Erfolg beim Lernen einer Fremdsprache insbesondere mit der intrinsischen Motivation positiv assoziiert ist – also mit der Freude an der Sprache, ohne dabei ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben.

«Wer gute Erfahrungen im Lernen einer Sprache macht, der entwickelt ein gutes sprachliches Selbstwertgefühl. Das wiederum ist ein guter Prädiktor für den Lernerfolg», sagt Hansjakob Schneider von der Pädagogischen Hochschule Zürich, der an der Untersuchung ebenfalls beteiligt war. Es sei deshalb wichtig, dass die Kinder «in einem sensiblen Unter-



© fotomek – stock.adobe.com

«Auf der Basis von Spracherwerbsmodellen wurde früher oft angenommen, Kinder seien sowieso gut im Lernen von Fremdsprachen – Unterschiede fielen da nicht ins Gewicht», erklärt Raphael Berthele. Jetzt hat sich gezeigt, dass dem nicht so ist. Der grösste Teil der Unterschiede in den Kenntnissen einer Fremdsprache, sei es Französisch oder Englisch, lässt sich mit kognitiven Eigenschaften wie der Intelligenz, der Leistungsfähigkeit des Arbeitsgedächtnisses sowie der Eignung der Primarschüler zum Sprachenlernen erklären.

richt die Erfahrung von Meisterschaft» machen könnten. Das heisst zum Beispiel: «Sie sollten Strategien lernen, wie sie einen Text verstehen können», sagt der Experte für Deutsch und Deutsch als Zweitsprache. Doch auch die Motivation hat ihre Grenzen, nämlich dann, wenn sie von aussen statt von innen kommt. Denken die Kinder, sie müssten eine Fremdsprache lernen, weil ihre Eltern sich das wünschten, oder hat man ihnen erklärt, sie würden nur so später im Leben einen guten Job finden, hat das keinen positiven Einfluss auf die Leistungen in dieser Sprache.

Was sich auch bestätigt hat: Englisch ist als Fremdsprache klar beliebter als Französisch, sowohl bei den Primarschülern in Zürich als auch bei jenen in Freiburg. Es ist also eine Illusion, zu glauben, das Leben an einer Sprachgrenze erhöhe die Affinität zur Sprache auf der anderen Seite. «Die Freiburger Schüler gehen in eine deutschsprachige Schule. Dass in der Nähe Französisch gesprochen wird, macht erstaunlicherweise keinen messbaren Unterschied», sagt Raphael Berthele. Das mag auch damit zu tun haben, dass Englisch als globale Sprache schon für Primarschüler in der Schweiz eine überragende

Bedeutung hat – nicht zuletzt beim Surfen im Internet oder beim Gamen.

Je länger das Bücherregal der Eltern und je höher ihr Einkommen, desto besser die Bildungschancen der Kinder. Dieser Zusammenhang ist auch beim Sprachenlernen der Primarschüler in Freiburg und in Zürich zutage getreten – allerdings mit ein paar Überraschungen. Hansjakob Schneider hat dazu den Erwerb von Englisch mit jenem von Standarddeutsch als Unterrichtssprache verglichen. Das Ergebnis: Wer aus einem gebildeten und wohl situierten Elternhaus stammt, zeigt in der Schule tendenziell gute Deutschleistungen. «Beim Englisch hingegen spielt die soziale Schicht keine direkte Rolle», sagt Schneider. Normalerweise wird hierzulande Englisch nicht in der Familie aufgebaut, deshalb fiel beim Englisch die Sprachlern-Eignung der Kinder stärker ins Gewicht als das soziale Umfeld. Hinzu kommt: Mehrsprachigkeit ist relativ. «Kinder, die zu Hause eine weitere Sprache sprechen, sind beim Lernen von Englisch weder überfordert, noch haben sie einen Vorteil, wie man das lange Zeit angenommen hat», sagt Raphael Berthele.